

Psychosoziale Folgen der Corona-Pandemie. Ein Zwischenruf aus erziehungswissenschaftlich- gendertheoretischer Sicht

1. Erste Lockerungen nach dem pandemiebedingten Lockdown

Endlich, im „Wonnemonat“ Mai 2021 – ein Jahr und zwei Monate nach dem ersten Covid-19-pandemiebedingten Lockdown in Deutschland – begannen die „Inzidenzwerte“ in vielen Regionen unter den Schwellenwert von 50 zu sinken. Trotz mancher Warnungen seitens der Politik bzw. Virologie ging die Mehrheit der Bevölkerung davon aus, dass die „3.Welle“ der Pandemie gebrochen sei. Vor allem junge Leute, die unter den staatlichen Einschränkungen besonders gelitten hatten, begannen durch den Nachweis eines negativen Tests für sich eine Art „Alltagsnormalität“ zurückzuerobieren: bei Treffen mit Freunden in Restaurants, (Freizeit-)Parks oder einfach nur auf Plätzen öffentlich-urbaner Räume. Allerdings kam es hier an Wochenenden regelmäßig auch zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen (überwiegend) männlichen jungen Erwachsenen und Polizeibeamten, die die Aufgabe hatten, verordnete Regelungen des durchgreifenden Staates (Sperrstunden, Abstandsregelungen, Maskenpflicht) – wenn nötig – auch mit Gewalt durchzusetzen. So gehörten Wochenendkrawalle zwischen Hundertschaften der Polizei und jungen Männern in Großstädten wie Berlin, Stuttgart oder München zum Phänomen der Lockerungen.

Dennoch nahm unter Einhaltung der Zugangsvoraussetzungen (geimpft, genesen, getestet) das Leben mit Restaurantbesuchen, kulturellen Veranstaltungen, Feiern mit Freunden „aus unterschiedlichen Haushalten“ an Fahrt auf. Die mediale Dauerpräsenz von Statistiken über Corona-Erkrankte und -tote nahm merklich ab. An ihre Stelle traten Statistiken über bereits ein- bzw. zweimal geimpfte Bevölkerungsgruppen, die ganz offensichtlich die Funktion hatten, Optimismus zu verbreiten und impfkritische Bevölkerungsteile von der Notwendigkeit des Gegenteils zu überzeugen.

Die schrittweise Entspannung der Lage ermöglichte erste bilanzierende Reaktionen auf die Corona-bedingten Einschränkungen. In öffentlichen Diskussionen wurden zunehmend auch die psychosozialen Folgen der Einschränkungen thematisiert, die über ein Jahr vom Gesetzgeber erzwungen wurden. Ins

Zentrum der Aufmerksamkeit rückten vermehrt sogenannte Kollateralschäden der Corona-Einschränkungen. Diese wurden insbesondere mit Blick auf die Kinder- und Jugendgenerationen diskutiert, weil angesichts der frühen Schließungen von Kindertagesstätten und Schulen das Leben von Kindern und Jugendlichen schon sehr früh sehr stark eingeschränkt wurde. Für Schüler*innen war der Lockdown deshalb besonders einschneidend, weil mit den Schulschließungen auch der Wegfall aller sozialen Systeme einherging, die das Schulleben über den Pflichtunterricht hinaus bereichern: Musikalische (Früh-)Erziehung; Theatergruppen; Sportvereine; Schulsozialarbeit. Ebenso wurden außerschulische Angebote der Sozialpädagogik wie offene Jugendtreffs, Kinder- und Jugendhäuser allesamt geschlossen und damit hatten sich Alltagsabläufe für die Heranwachsenden radikal verändert. Dies war umso dramatischer, weil die Sozialsysteme i.d.R. auch als wichtige Frühwarnsysteme und Informationsquellen für Sozialämter fungieren, um im Sinne des Kindeswohls ggf. bei gewaltförmigen und/oder sexuellen Übergriffen tätig zu werden. Vor allem Kinder in schwierigen familiären Verhältnissen waren durch die monatelangen Schließungen besonders gefährdet. Inwieweit die Pandemie zu einer Zunahme häuslicher Gewalt und Kindesmisshandlungen geführt hat, lässt sich (noch) nicht mit Daten eindeutig belegen, zumal die Grauzone auf diesem Gebiet groß ist. Allerdings deuten die Daten u.a. der Gewaltschutzambulanz des Universitätsklinikums Charité (vgl. Dt. Jugendinstitut München, 2021) eindeutig darauf hin.¹

2. Die Frage nach Kollateralschäden der Corona-Einschränkungen

Die Frage nach Kollateralschäden der Corona-Einschränkungen tauchte erstmalig in den Medien im Zusammenhang mit den radikalen Schließungen der Alten- und Pflegeheime auf: so wurden vom Gesetzgeber Sozialkontakte von Heimbewohner*innen untereinander und zu Freunden, Kindern, Enkelkindern, ja zu Partner*innen, die außerhalb des Heimes leben, von Anbeginn der Krise an verboten. Die weitgehende Isolierung von Heiminsassen und die damit verbundenen psychosozialen Folgen führten bei vielen zu starkem körperlich-geistigem Abbau, tiefer Verunsicherung bis hin zu schweren Depressionen. Es ist davon auszugehen, dass diese enormen kollektiven Verlusterfahrungen – bei gleichzeitig schwindender Zukunftsperspektive – bei vielen Heimbewoh-

1 In der Reform des „Kinder- und Jugendstärkungsgesetz(es)“ vom BMFSFJ (Bundesministerium Familie, Senioren, Frauen und Jugend) (Mai 2021) wird explizit darauf hingewiesen, dass insbesondere „Kinder und Jugendliche in schwierigen Lebenslagen“ gestärkt werden sollen, die „angesichts der Einschränkungen durch die Corona-Pandemie einen erhöhten Unterstützungsbedarf“ hätten.

ner*innen zur Selbstaufgabe und in Folge dessen zu einem „frühzeitigen“ Tod geführt haben. Die hohe Mortalitätsrate von Personen in Alten- und Pflegeheimen im Jahr 2020 – verglichen mit vorhergehenden Jahren –, die nicht an Corona gestorben sind, spricht eine deutliche Sprache.

Erstmalig wurde in der Öffentlichkeit die Verhältnismäßigkeit der Mittel (massive Einschränkung der Lebensqualität der Heimsinsassen) in Abwägung zum Nutzen (physischer Lebenserhalt bzw. -verlängerung) infrage gestellt. Gerade mit Blick auf die noch zu erwartende (relativ kurze) Lebensspanne Vorerkrankter und/oder Hochbetagter wurde die Debatte „Lebensqualität vs. Lebenslänge“ heftig, kontrovers und mit wechselseitigen Schuldzuweisungen – dem Vorwurf der Inhumanität – diskutiert.

In der Überbetonung des Gesetzgebers auf dem Erhalt der (physischen) Gesundheit bei gleichzeitiger Vernachlässigung von Faktoren, die zu psychischem Wohlbefinden beitragen, spiegelt sich m.E. ein defizitärer Gesundheitsbegriff wider, dem es an einem ganzheitlichen Menschenbild mangelt. Nicht von ungefähr hat diese eindimensionale Sichtweise auf das Individuum in der Öffentlichkeit zu Polarisierungen beigetragen.

Im Folgenden sollen eklatante gesellschaftliche Widersprüche genauer beleuchtet werden, die bereits seit Jahren bekannt sind und die durch die Pandemie einmal mehr ins Zentrum gerückt wurden.

2.1 Die (psychosozialen) Folgen der pandemiebedingten Einschränkungen am Beispiel Schule

Die ersten Untersuchungen zum Thema „Bildung in der Pandemie“ rufen Befunde und Diskussionen der PISA-Studien der 2000er Jahre in Erinnerung, die unter dem Stichwort ‚PISA-Schock‘ geführt wurden: So konnte durch die PISA-Studien nachgewiesen werden, dass die soziale Herkunft von Kindern und Jugendlichen im dreigliedrigen (deutschen) Schulsystem maßgeblich über deren Bildungsverläufe entscheidet. Bereits die PISA-Studien haben gezeigt, dass der Anteil von Kindern aus unteren sozialen Schichten und/oder mit Migrationshintergrund im Haupt- und Sonderschulbereich hoch ist. Demgegenüber haben Kinder aus der „oberen Dienstklasse“ (akademische Berufe, leitende Angestellte etc.) gegenüber einem Facharbeiterkind eine sechsmal höhere Chance, ein Gymnasium zu besuchen (vgl. Baumert/Schümer 2002: 166).

Mit Blick auf die Folgen der Pandemie soll an ein weiteres zentrales Ergebnis der PISA-Studien unter den Kategorien Milieuzugehörigkeit, Gender und Schulform erinnert werden, das die spezifische Problematik der Jungen sichtbar machte: Es wurde deutlich, dass die Jungen aus der Unterschicht nicht nur geringer qualifizierende Abschlüsse als die Mädchen erzielten, sondern ihre Schullaufbahn auch weniger gradlinig verlief. Budde (2008: 10ff.) verwies auf den Sachverhalt, dass mit der Adoleszenz bei Jungen aus der Unterschicht

die Schulunlust und das ungünstige Sozialverhalten zunahmen und zwischen der 7. und 9. Klasse, insbesondere im Hauptschulbereich, die Wiederholerquote stieg. Bei Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund wurde das Zusammentreffen mehrerer Risikofaktoren festgestellt: Jungen mit Migrationshintergrund mussten bereits in der Grundschule wesentlich öfter eine Klasse wiederholen als ihre gleichaltrigen deutschen Mitschüler, aber auch als ihre Mitschülerinnen mit Migrationshintergrund. Männliche Migrantenjugendliche wiesen die niedrigsten Schulabschlüsse auf, 20% verließen die Schule ganz ohne Abschluss (vgl. ebd.: 38).

Weil bereits vor 20 Jahren Mädchen in allen ethnischen Gruppen besser in das Schulsystem integriert waren als die Jungen, wurde in unterschiedlichen Untersuchungen auf das geschlechtsspezifische „kulturelle Gepäck“ bei männlichen Migrantenjugendlichen hingewiesen, das auf „patriarchalen Männlichkeitsvorstellungen“ basiere und die Integration in das Schulsystem erschwere. Bildungsbenachteiligung und sozialräumliche Segregation gehörten schon vor 20 Jahren (und länger) zu den wichtigsten Begleiterscheinungen von Jugendkriminalität. In Brennpunkten von Großstädten mit hohem Migrantenanteil zeigte sich bereits seit Jahrzehnten eine große soziale Schieflage mit hoher Arbeitslosen- und Sozialhilferate und Schulen, deren hoher Anteil an Schüler*innen mit Migrationshintergrund, weniger anerkannten Bildungsabschlüssen und schlechteren Sprachkenntnissen zu „Mehrfachexklusionen“ (Vogelsang 2007) führte. Im Rahmen dieses Diskurses – und das ist aus heutiger gendertheoretischer Sicht wichtig zu betonen – ging es also nicht um die („rassistische“) Auseinandersetzung mit kulturell geprägten patriarchalen Verhaltensmustern als Ursache für Benachteiligung. Vielmehr zielten die Diskurse infolge der PISA-Ergebnisse darauf, die prekären Verhältnisse, in denen die Migrantenjugendlichen leben/lebten, und deren Verarbeitungsmuster genauer zu beleuchten.

Zur besseren Beurteilung gegenwärtiger Konfliktsituationen nach Aufhebung des Lockdowns, die durch exzessive Auseinandersetzungen zwischen Polizei und – überwiegend männlichen – jungen Erwachsenen gekennzeichnet sind, sei an folgende Erkenntnisse im Rahmen der PISA-Studien erinnert: Bereits vor 20 Jahren gehörten unter türkischen und osteuropäischen männlichen Heranwachsenden Respektlosigkeit und das Misstrauen gegenüber der Polizei zum „kollektiven Ehrenkodex“ der eigenen Gruppe. Durch Provokationen und Gewaltbereitschaft wurde das eigene patriarchale Selbstverständnis von Ehre inszeniert (vgl. hierzu: BAMF 2008: 39ff., zit. n. Buchen 2013: 134–139).

Die soziale Lage hat sich für die Unterschicht seit 20 Jahren nicht verbessert, sondern nach Finanzkrise (2008), Migrationskrise (2015) und Corona-Krise (2020/21) kontinuierlich verschlechtert. Gehörten bereits seit den 1980er Jahren schlecht ausgebildete junge Männer aus der Unterschicht zu den Verlierern der Umwandlungsprozesse von einer Industrie- in eine Dienstleistungsgesellschaft, hat die Corona-Krise folgendes Defizit sichtbar gemacht: Die Digitalisierung hat die Kluft zwischen Schüler*innen der Mittelschicht, die an

Lernformen wie homeschooling, meetings etc. teilhaben konnten, und den Abgehängten vergrößert. Entsprechend groß sind auch die Deklassierungsängste dieser Jugendlichen. Junge Männer mit patriarchalem Habitus agieren Zukunftsängste und Erfahrungen mit „Mehrfachexklusionen“ eher aggressiv aus, während junge Frauen auf soziale Deprivation eher mit psychosozialen Rückzug reagieren.

Damit lässt sich auch erklären, weshalb mittlerweile von jungen Männern aus der Unterschicht nicht nur Polizeibeamte, sondern auch Feuerwehrleute und Rettungskräfte angegriffen werden: Sie fungieren als Repräsentanten eben jener „spätmodernen Gesellschaften“ (Andreas Reckwitz), die für Globalisierungs- und Modernisierungsverlierer keine Zukunftsperspektive mehr bereithalten. Nach den massiven Pandemie-Einschränkungen des (teils autoritär) durchgreifenden Staates trifft jetzt die Polizei die ungebremsste Wut der Krisenverlierer: Nach Angaben der Polizei haben etwa 80% der Randalierer der „Stuttgarter Krawallnacht“ (20./21. Juni 2020) einen Migrationshintergrund, knapp die Hälfte habe eine „ausländische Staatsbürgerschaft“ (vgl. BZ, 1.7.2021).

*2.2. Erste Untersuchungsergebnisse zur psychosozialen Situation von Schüler*innen in der Corona-Krise*

Eine Erhebung des Ifo-Instituts, in der 2.100 Eltern von schulpflichtigen Kindern u.a. gefragt wurden, womit ihre Kinder während der Schulschließungen ihre Zeit verbracht hätten, ergab folgendes Bild: Obwohl die Schulen im zweiten Lockdown insgesamt mit homeschooling mehr Schüler*innen erreichen konnten (26 Prozent, verglichen mit nur 6 Prozent beim ersten Lockdown im Frühjahr 2020), ergaben sich auch in der Ifo-Untersuchung gravierende Unterschiede mit Blick auf das Herkunftsmilieu: So hätten Kinder aus „Akademiker-Haushalten“ (etwa ein Fünftel aller Kinder) neben der häuslichen Hilfe auch an zusätzlichen schulischen oder privaten Nachhilfeangeboten teilgenommen. Demgegenüber habe der Anteil von Kindern aus Nicht-Akademiker-Haushalten, die an keinerlei Fördermaßnahmen teilgenommen haben, um 13 Prozentpunkte höher gelegen (vgl. <https://www.deutschlandfunk.de/ifo-studie-zu-corona-und-schule>).

Insgesamt gab die Hälfte der Eltern an, dass die Schulschließungen generell eine psychische Belastung für die Kinder dargestellt hätten: Fast 90 Prozent der Befragten wiesen darauf hin, dass die Kinder unter Bewegungsmangel und Zunahme an Körpergewicht litten und ihre Freunde vermissten. Darüber hinaus sei nach Angaben der Eltern in den Familien auch mehr gestritten worden als vor der Coronakrise.

Wenn konzidiert wird, wie blamabel der Zustand der Digitalisierung vor der Corona-Krise an deutschen Schulen war, und dann noch bedacht wird, dass sich z.B. drei schulpflichtige Geschwister auf beengtem Wohnraum unter Bei-

sein einer überforderten (alleinerziehenden) Mutter einen für Onlineunterricht geeigneten PC teilen mussten, waren Streitereien vorprogrammiert. Wie sehr auch Lehrkräfte überfordert waren, die den Anspruch hatten, bei Schüler*innen aus nicht-Akademiker-Haushalten die Lerndefizite möglichst gering zu halten, soll nicht unerwähnt bleiben.

Zumindest einen positiven Effekt hatte die Pandemie: Technisch seien die Familien heute zum großen Teil besser aufgestellt, so die Ifo-Studie: Drei Viertel hätten mittlerweile einen ausreichenden Internetzugang (vgl. S. 3). Allerdings stellt sich die Frage, wie dem restlichen Viertel angesichts sozioökonomischer Zwänge – und womöglich nur einem internettauglichen PC in der Familie – geholfen werden kann, den Anschluss an die Digitalisierung nicht zu verpassen. Womit die Schulkinder während ‚Corona‘ ihre Zeit verbrachten, blieb nicht unerwähnt: Die „Zeit für schulische Aktivitäten (wurde) halbiert“, ein deutlicher Anstieg bei Fernsehen, Computerspielen und Handy war zu verzeichnen (vgl. S. 2). Wenn Kinder und Jugendliche aus bildungsfernen Milieus mit der selbständigen Lösung von Aufgaben beim homeschooling überfordert sind, dann bieten sich die technischen Geräte zwangsläufig eher zum Daddeln (umgangssprachlich: herumspielen) als zur zielorientierten Problemlösung an.

Im DAK-Präventionsradar (Hamburg, 21. Mai 2021) wird von einem Fünftel der Schulkinder gesprochen, die unter Corona-Regeln, Homeschooling und Stress besonders gelitten hätten. Der aktuelle Präventionsradar der DAK habe gezeigt: „Die Lebenszufriedenheit der Mädchen und Jungen sinkt um rund 20 Prozent – emotionale Probleme nehmen zu.“² Laut DAK-Studie fühlte sich jedes siebte Schulkind oft niedergeschlagen und unglücklich, vor allem Mädchen (23 Prozent) zeigten Symptome von Traurigkeit, geringem Selbstwertgefühl, Interessensverlust und psychosozialem Rückzug, d.h. Symptome einer depressiven Störung (vgl. S. 2–3).

Nach der DAK-Studie sei die psychische Belastung der Mädchen vor der Krise bereits auffälliger gewesen als bei den Jungen und habe sich durch die Krise noch verschärft.³ Als besonders problematisch wird in diesem Zusammenhang der Wegfall von positiven Aktivitäten wie organisiertem Sport und Bewegungsangeboten hervorgehoben, die zur Verringerung der psychischen

2 Die Befragungen von 14.000 Schüler*innen der Klassen 5 bis 10 wurden an 90 Schulen im Rahmen des Unterrichts durch das Institut für Therapie- und Gesundheitsforschung in Kiel (IFT-Nord) durchgeführt.

3 Zu den genderspezifischen psychischen Störungen unter Heranwachsenden ist folgendes prinzipiell festzustellen: Bis zur Pubertät erkranken Jungen ebenso häufig wie Mädchen an depressiven Störungen, Angstsyndromen und Selbstwertproblematiken, d.h. an sog. introversiven Störungen. Allerdings sind ab der Pubertät Mädchen doppelt so häufig davon betroffen wie Jungen. Ein ähnlich geschlechtsspezifisches Bild liegt bei Essstörungen und Selbstverletzungen vor, die häufiger bei Mädchen zu verzeichnen sind. Demgegenüber leiden Jungen ab der Pubertät häufiger an extroversiven Störungen: Sie verstoßen gegen Regeln oder entwickeln generell eher Störungen des Sozialverhaltens (Überaktivität, unkontrollierte Impulsivität u.a.).

Belastung beitragen könn(t)en. Laut Studie seien in Pandemie-Zeiten noch 34 Prozent der Jungen ausreichend körperlich aktiv gewesen, jedoch nur 24 Prozent der Mädchen (vgl. ebd.).⁴ Der Wegfall organisierter Sportangebote wirkt sich angesichts der in allen Bevölkerungsschichten während der Corona-Krise festgestellten Zunahme von Übergewichtigkeit umso problematischer aus. Dies führte bei jungen Frauen in der Pubertät zu einer Häufung von Essstörungen wie Anorexie (Magersucht) oder dem Wechsel zwischen Bulimie (unkontrollierte Essattacken) und Anorexie.

Allerdings waren mangels fachärztlicher Versorgung bereits vor der Pandemie nur ein Drittel aller chronisch erkrankten Heranwachsenden in Behandlung: Laut BPTK⁵ erkrankten 20% der Kinder und Jugendlichen innerhalb eines Jahres an einer psychischen Störung. Diese Situation habe sich in der Pandemie-Krise in nie erlebtem Ausmaß verschärft, wie der Verband von Kinder- und Jugendärzten mitteilte (vgl. „Kinderpsychiatrie in der Pandemie“, BZ, 22.05.2021).

Die COPSY-Studie⁶ (Corona und Psyche) kommt zu einem ähnlichen Befund: Die Lebensqualität und die psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen habe sich in Deutschland nach dem zweiten Lockdown weiter verschlechtert. Fast jedes dritte Kind leide mittlerweile unter psychischen Auffälligkeiten. Sorgen und Ängste hätten – verglichen zur ersten Befragung – noch einmal zugenommen, auch depressive Symptome und psychosomatische Beschwerden seien verstärkt zu beobachten. In der UKE-Pressemittteilung (10.02.2021) heißt es:

„Erneut sind v.a. Kinder und Jugendliche *aus sozial schwächeren Verhältnissen* oder mit Migrationshintergrund betroffen [...] Unsere Ergebnisse zeigen erneut: Wer vor der Pandemie gut dastand, Strukturen erlernt hat und sich in seiner Familie wohl und gut aufgehoben fühlt, wird auch gut durch die Pandemie kommen“ (Herv. S.B.) (vgl. www.uke.de/copsy).

Dieses Ergebnis lässt den Rückschluss zu, dass neben der technischen Infrastruktur v.a. auch ein bildungsnahes unterstützendes Milieu zur Bewältigung des Lockdowns beitrug.

Obwohl sich zunehmend mehr Kinder und Jugendliche seelisch so belastet fühlten, dass sie medizinische Hilfe gebraucht hätten, waren Aufnahmen in Kliniken nur sehr eingeschränkt möglich. Auch für Therapieplätze habe es lange Wartelisten gegeben, berichtet der Kinderpsychiater Fleischhaker, der an einer Universitätsklinik arbeitet.

4 Insgesamt sei der Anteil der körperlich Aktiven im Vergleich zum Vorjahr um ein Fünftel gesunken, wenn von einer wissenschaftlich empfohlenen Zeit von 90 Minuten täglich ausgegangen wird

5 Bundespsychotherapeutenkammer

6 Die Forschenden des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf (UKE) führten bundesweit zwei Längsschnittstudien durch, indem mittels Online-Fragebogen 1000 Kinder und Jugendliche sowie 1600 Eltern zu ihrer seelischen Gesundheit und ihrem Wohlbefinden befragt wurden.

Die Zunahme seelischer Belastungen hätten er und seine Kollegen „europaweit“ bereits seit 10 Jahren beobachtet. „Unter den Pandemiebedingungen“ habe sich diese Entwicklung jedoch nochmals deutlich verstärkt. Wer nicht akut in Not sei, so der Kinderpsychiater, komme auf die Warteliste angesichts der Sparmaßnahmen (Bettenreduzierung pro Einwohner) der letzten Jahre (vgl. BZ-Interview mit dem Kinderpsychiater Fleischhaker, 22.Mai 2021).

Nicht von ungefähr warnt der Berufsverband Deutscher Psycholog*innen (bdp) vor der Gefahr langfristiger „psychischer Folgen“ der Covid-19-Krise. Von zentraler Bedeutung sei, ob die Ereignisse im Nachhinein als kollektive Bewältigungserfahrung und damit als „gemeinsames Erfolgserlebnis“ oder als Misserfolgserlebnis mit der Betonung gesellschaftlicher Unterschiede und negativer Erfahrungen abgespeichert werden. Im ersten Fall hielten sich die psychischen Folgen in Grenzen, im zweiten Fall drohe in Zukunft die Zunahme psychosozialer Krisen.

Zum besseren Verständnis der sehr unterschiedlichen individuellen und kollektiven Bewältigungsformen der Pandemie-Krise (von Todesangst über einen eher pragmatischen Umgang mit Corona bis hin zur Leugnung) soll in aller notwendigen Kürze auf das Identitätskonzept des deutsch-amerikanischen Ich-Psychologen und Freudschülers Erik H. Erikson eingegangen werden.

Exkurs: Das Identitätskonzept von Erik H. Erikson als Erklärungsmodell für unterschiedliche individuelle und kollektive Bewältigungsformen von Krisen

Interessant am Ansatz von Erikson, einem der bedeutendsten Vertreter der Ich-Psychologie, ist, dass der Autor die Persönlichkeitsentwicklung grundsätzlich als reziproke Interaktion zwischen Individuum und bestimmter Gesellschaft fasst. Er schreibt dazu:

„Eltern [...] müssen sich zusammen mit den Kindern entwickeln. Wir verfälschen die Situation, wenn [...] wir annehmen, die Eltern hätten bei Geburt des Kindes diese oder jene eigene Persönlichkeit und verstießen nun, statisch beharrend, gegen das arme kleine Ding. [...] Kleine Kinder beherrschen und erziehen ihre Familien genauso weitgehend, wie sie von jenen beherrscht werden: wir können ruhig sagen, daß eine Familie ein Kind erzieht, indem sie von ihm erzogen wird.“ (Erikson 1979: 63).

In seinem Standardwerk „Kindheit und Gesellschaft“ (1979) beschreibt der Autor die Eingebundenheit des Individuums in sein soziales Umfeld folgendermaßen:

„Das menschliche Wesen ist zu jedem Zeitpunkt, von der ersten Bewegung bis zum letzten Atemzug, Einflüssen des geographischen und historischen Zusammenhangs unterworfen. Ein menschliches Wesen ist so in jedem Augenblick Organismus, Ich und Mitglied einer

Gesellschaft [...] Sein Leib ist Schmerz und Spannungen ausgesetzt, sein Ich der Angst, und als Mitglied der Gesellschaft unterliegt er der Panik, die in seiner Gruppe mehr oder weniger latent wirkt“ (ebd.: 29).

Erikson plädiert dafür, dass die Psychoanalyse neben der „Autonomie des Ichs“ die „Autonomie des sozialen Geschehens“ anerkennt. Damit hat er die klassische Ich-Psychologie (A. Freud, Hartmann, Klein u.a.) weiterentwickelt.

Zum anderen beschreibt Erikson in „Identität und Lebenszyklus“ (1959) einen achtstufigen phasenspezifischen Entwicklungsprozess des Individuums vom Säugling bis ins hohe Erwachsenenalter, der prinzipiell krisenhaft verlaufe. Nach Erikson ist das menschliche Wachstum unter dem Gesichtspunkt der psychosozialen Konflikte/Krisen zu sehen, welche die „gesunde Persönlichkeit“ durchzustehen habe und „aus denen sie immer wieder mit einem gestärkten Gefühl innerer Einheit, einem Zuwachs an Urteilskraft und der Fähigkeit hervorgeht“, die Anforderungen der Umwelt aktiv zu meistern (vgl. Erikson 1959: 56f.). Der Begriff Krise ist im Erikson'schen Sinne also nicht negativ konnotiert und bedeutet auch nicht, dass jede Entwicklung „als eine Reihe von Krisen“ zu verstehen ist. Vielmehr geht die Persönlichkeitsentwicklung nach Erikson in „Form kritischer Schritte“ vor sich. Mit dem Begriff „kritisch“ oder „konflikthaft“ kennzeichnet er ein „Charakteristikum von Wendepunkten, von Augenblicken der Entscheidung zwischen Fortschritt und Rückschritt, Integration und Retardierung“ (vgl. Erikson 1979: 265).

Die Darstellung der einzelnen Stadien der Identitätsentwicklung veranschaulicht Erikson in einem „epigenetischen Diagramm“⁷, wobei er davon ausgeht, dass – so verschieden von Kultur zu Kultur die Wechselwirkungen zwischen Kind und betreuenden Personen auch immer sind – das Wachstum der Persönlichkeit doch dem inneren Bauplan eines menschlichen Organismus gehorcht (vgl. Erikson 1966: 58). In der ersten Phase des Säuglingsalters gehe es um den Aufbau von Ur-Vertrauen, dem „Eckstein der gesunden Persönlichkeit“. Beim Erwachsenen drücke sich die Verletzung des Urvertrauens in Ur-Misstrauen aus. In Krisensituationen zögen sich solche Menschen fast vollständig in sich zurück und seien auf ihren Rückzugswegen für die Umwelt kaum mehr zu erreichen (vgl. ebd.: 62f.).

Solche Individuen, so kann daraus abgeleitet werden, sind besonders anfällig für Panikerzählungen in ihrer Umwelt, die beim Individuum entsprechend „panische Angst“ erzeugen. Wer hat nicht in der Pandemie-Krise im Supermarkt oder in öffentlichen Verkehrsmitteln Situationen mit einzelnen Mitbürger*innen erlebt, die bei jeder noch so geringfügigen Annäherung – trotz Schutzmaßnahmen (Abstand, Maske etc.) – in Panik gerieten? Eine Abwehrstrategie bei Verletzung des Urvertrauens kann auch dazu führen, den angstmachenden Inhalt der (kollektiven) Panikerzählungen vollständig zu leugnen, um von Angst nicht überschwemmt zu werden.

7 Die Epigenetik gilt als Bindeglied zwischen Umwelteinflüssen und Genen.

Nach Erikson geht es im reifen Erwachsenenalter (der achten und damit letzten Entwicklungsstufe) um „Integrität vs. Verzweiflung“. Unter Integrität versteht Erikson insbesondere die Bejahung des Sachverhalts, dass der Mensch „für das eigene Leben allein verantwortlich ist“. Der Mangel oder Verlust dieser „aufgespeicherten Ich-Integration“ manifestiere sich in Verzweiflung und – oft unbewusster – Todesfurcht. In der Verzweiflung drücke sich das Gefühl aus, dass die Zeit zu kurz für den Versuch ist, ein neues Leben zu beginnen, um andere Wege zur Integrität einzuschlagen (vgl. ebd.: 118f.).

Da Erikson die phasenspezifischen Entwicklungen unter der Perspektive der Einheit von Kontinuität und Diskontinuität fasst, stellt jeder Entwicklungsschritt eine Herausforderung an das Individuum dar, jeweils neue Identitätsstrukturen aufbauen und in sein Identitätskonzept integrieren zu müssen. Mit diesem dynamischen Modell können nicht nur Identitätskrisen Heranwachsender, sondern auch Identitätskrisen im Erwachsenenalter begrifflich gefasst werden. So kann beispielsweise der Wechsel von der Grundschule in die weiterführende Schule konflikthaft verlaufen und auf der psychosozialen Ebene ebenso als „Übergangskrise“ gekennzeichnet werden wie der konflikthafte Wechsel vom Berufsleben in den Ruhestand. In beiden Fällen kann die Notwendigkeit des Wechsels in einen neuen Lebensabschnitt – je nach Vorerfahrungen – Angst vor Neuem, Selbstzweifel oder Verlustängste hervorrufen und zur Erschütterung der Ich-Identität (Identitätskrise) führen. Identitätskrisen sind also, kurz gesagt, auf zu heterogene Anforderungen der Umwelt zurückzuführen, die an das Individuum gestellt werden, so dass eine Integration in sein Selbstkonzept nicht mehr möglich ist. Dass spezifische zusammenwirkende Umstände bei einem Menschen zu einem Zusammenbruch der zentralen Abwehr führen können, die unter anderen Bedingungen aufrechterhalten hätte werden können, hat Erikson u.a. am Beispiel von Kriegsneurosen expliziert (vgl. ebd.).

Eine Entwicklungsphase soll mit Blick auf die Pandemie abschließend zum Thema Identitätsentwicklung genauer beleuchtet werden, weil sie an Heranwachsende Herausforderungen stellt, die unter Lockdown-Bedingungen nur schwer zu realisieren sind: Es ist die Adoleszenz (das Heranwachsen). Diese Zeit wird als eine eigenständige und besonders anfällige Phase körperlicher, emotionaler, moralischer und intellektueller Entwicklung zwischen Kindheit und Erwachsenenalter angesehen. Hierbei stehen gesellschaftliche und individuelle Wandlungs- und Transformationsprozesse im Mittelpunkt. Die Adoleszenz unterscheidet sich qualitativ sowohl von der Kindheit, der Pubertät als auch vom Erwachsenenalter und wird in der Fachliteratur häufig auch als „Moratorium“ (Verzögerung; Aufschub des Erwachsenseins) oder Latenzphase (Wiedergewinnung des psychischen Gleichgewichts nach der Krise der Pubertät) gekennzeichnet.

Peter Blos (1973) charakterisiert die Adoleszenz als „zweiten Schritt“ zur Individuation. Manifestiere sich in jüngeren Jahren (etwa im zweiten Lebensjahr) die Errichtung der Autonomie in einem einzigen Wort – dem „Nein“ –,

sei die adoleszente Individuation von dem Gefühl der Isolierung und Verwirrung begleitet; denn die „langsame Lösung der emotionalen Bindungen an die Familie, das furchtsame oder freudige Eintreten in das neue Leben“ – die Welt des Erwachsenseins –, das dem adoleszenten Heranwachsenden winkt, „gehören zu den tiefsten Erlebnissen der menschlichen Existenz“ (vgl. Blos 1973: 24f.). Erikson (1966) betont in dieser Phase die Wichtigkeit beim Heranwachsenden, seine „soziale Rolle“ zu festigen. Die Integration, die nun in Form der Ich-Identität stattfindet, ist mehr als die Summe der Kindheitsidentifikationen. Verzweifelt suchten Heranwachsende jetzt nach einem sie befriedigenden Gefühl der Zugehörigkeit, sei es zu Cliquen, Vereinen oder zu begeisternden Massenbewegungen (vgl. Erikson 1966: 107f.). Eben weil sich Heranwachsende in der Adoleszenz zunehmend aus emotionalen Bindungen der Kindheit lösen und sich an unterschiedlichen Lebensstilen, Werten, politischen Strömungen der Umwelt orientieren, ist ein Lockdown (Isolierung von der Umwelt) für die Anforderungen dieser Entwicklungsstufe als kontraproduktiv zu bezeichnen.

3. Gebremste Individuation am Beispiel einer Gruppensupervision mit Studierenden der Religionspädagogik/Gemeindediakonie

Am Beispiel einer Supervisionsgruppe von vier Studierenden (einer Studentin und drei Studenten) des Bachelor-Studiengangs Religionspädagogik (an einer Evangelischen Hochschule) soll exemplarisch gezeigt werden, weshalb die Heranwachsenden in ihrer Berufsfindung (Individuation)⁸ durch den Lockdown massiv gebremst wurden: Die Hochschule bietet Studierenden der Religionspädagogik im dritten Semester die Begleitung ihres Praktikums durch professionelle Supervision an. Ich lernte die studentische Gruppe also in ihrem (dritten) Praxis-Semester als Supervisorin kennen und führte mit ihr fünf Gruppensupervisionssitzungen (zu jeweils drei Zeitstunden) durch. Die Studierenden, die alle etwa 20 Jahre alt waren, hatten ihr erstes Semester noch in Form von Präsenzlehre erlebt. Im zweiten Semester fand dann – unter Lockdown – nur noch Online-Lehre statt. Das dritte Semester schließlich, das vor der Pandemie von vielen Studierenden auch dazu genutzt werden konnte, ein Praktikum im Ausland durchzuführen, fand zunächst noch vereinzelt in Präsenzveranstaltungen statt, die dann jedoch wegen des Lockdowns (ab November 2020) wieder in Online-Seminare umgewandelt wurden. Ich hatte also für die erste

8 Der Studienbeginn ist i.d.R. ein wichtiger Schritt in der adoleszenten Individuation: Es beginnt die schrittweise Bewusstwerdung des Heranwachsenden über die eigenen Fähigkeiten, Anlagen und die Möglichkeiten, in Abgrenzung zum Elternhaus, etwas Eigenes zu erkennen und zu verwirklichen.

(dreistündige) Supervisionssitzung noch die Möglichkeit, diese als Präsenzveranstaltung anzubieten. Hierzu stellte ich meinen Praxisraum zur Verfügung. Die folgenden Sitzungen habe ich dann angesichts des Lockdowns im Format einer Online-Supervision durchgeführt.

Die erste (dreistündige) Sitzung verlief für mich wie im Flug. Die Studierenden waren außerordentlich motiviert, in einen lebendigen Kontakt miteinander zu treten. Insgesamt herrschte in der Gruppe große Bereitschaft vor, sich über die eigenen Motive für die Studienwahl sowie die eigenen Erwartungen, die sie sich vom Praktikum erhofft hatten, offen auszutauschen. Dabei stellte sich Folgendes heraus: Für drei der vier Studierenden war der Bachelor-Studiengang Religionspädagogik nicht das Studium der ersten Wahl. Zwar konnten sich diese drei Studierenden „mit dem christlichen Glauben identifizieren“, wie sie auch in einem Protokoll ausgeführt haben, allerdings bereitete ihnen die Vorstellung Probleme, an „die Institution Kirche“ ein Berufsleben lang gebunden zu sein. Letztlich haben sich alle drei Studierenden für diesen Studiengang entschieden, weil mit dieser Wahl die Option verbunden ist, mit nur wenigen weiteren Leistungsnachweisen einen zweiten Bachelor in „Sozialer Arbeit“ erwerben zu können. Diese Möglichkeit wollten drei von vier Studierenden in jedem Fall wahrnehmen. Der Student, für den diese Option keine Rolle spielte, begründete seine Studienwahl mit seiner „religiös geprägten Praxis“ in seiner Herkunftsfamilie. Er wolle aus Überzeugung, so der Student, „in die Fußstapfen“ seines Vaters treten, der auch Gemeindediakon sei. Alle vier Studierenden erhofften sich vom Praktikum eine Klärung resp. Bestätigung ihrer Studienwahl.

Die folgenden vier Sitzungen wurden dann, wie bereits erwähnt, im Format Online-Supervision durchgeführt, was auch für mich ein Novum war. In den Sitzungen richtete ich den Fokus auf die Erfahrungen im Praktikum. Die Erzählungen hierüber blieben zunächst erstaunlich blass: Die einzelnen Gruppenmitglieder erzählten, dass sie mit den Jugendlichen aus der Gemeinde, für deren Betreuung sie zuständig waren, Onlinespiele durchgeführt hätten, die zum Teil auch von den Betreuer*innen selbst entwickelt worden seien und allen Spaß gemacht hätten. Alle gaben an, zu den jeweiligen Vorgesetzten und Teammitgliedern der kirchlichen Gemeinde eine unkompliziert-kollegiale Beziehung zu haben, infolgedessen gebe es auch keine Probleme, über die es lohne, in der Supervision zu reflektieren. Selbst die Erzählung eines Gruppenmitglieds über einen Selbstmordfall innerhalb seiner Gemeinde, dessen Beerdigung er gemeinsam mit dem Gemeindepfarrer vorbereitet und durchgeführt habe, wurde zwar mit dem Impetus des Spektakulären vorgetragen, wirkte jedoch im Gruppenprozess kaum nach. Für mich gestalteten sich die Supervisionssitzungen mühsam und langwierig, und ich schrieb die geringe emotionale Involviertheit der Gruppenmitglieder zunächst dem spezifischen Format – Online-Supervision – zu. Allerdings nahm ich mir für die vierte Sitzung vor, nicht mehr mögliche Konflikte im Praktikum zu fokussieren. Vielmehr entschied ich

mich, die gegenwärtige Problemlage der Gruppenmitglieder selbst ins Zentrum der Betrachtung zu rücken. Ich stellte also der Gruppe die Frage: „Wie geht es Ihnen eigentlich selbst mit Corona?“.

Die Aufforderung zur „Selbstthematization“ veränderte schlagartig die Lähmung im Gruppenprozess. Die Gruppenmitglieder wechselten sich mit Erzählungen ab, wie sehr sie sich auf den Neubeginn des Studiums gefreut hätten; wie sehr sie sich den Austausch mit Mitstudierenden erhofft hätten; wie groß mehrheitlich die Unsicherheit über die Studienwahl und die – damit verbundene – Zukunftsperspektive (Bachelor in Sozialer Arbeit?) war und wie sehr sie hofften, sich mit anderen darüber austauschen zu können. Alle berichteten, wie hoffnungsvoll sich die ersten neuen Kontakte im ersten Semester in einem Seminar, in der Mensa, auf dem Campus gestaltet hätten, und wie isoliert sie sich mittlerweile fühlten. Ein Gruppenteilnehmer berichtete sogar darüber, wie er eine Corona-Infektion innerhalb von 14 Tagen alleine in seiner „Studentenbude“ und fern vom Elternhaus überstanden habe. Bis auf die Studentin, die in einer WG wohnte, beabsichtigten alle anderen ins Elternhaus zurückzukehren, um beim digitalisierten Studium nicht gänzlich zu vereinsamen. Die Methode der Selbstthematization hat also die Lebendigkeit in der Gruppe, wie sie in der ersten Supervisionssitzung zutage getreten war, ein Stück weit zurückgebracht. Durch die freimütigen Erzählungen darüber, wie sehr die einzelnen unter Einsamkeit und Zukunftsängsten gelitten haben, entwickelte sich Gruppenkohäsion, die auch in der darauffolgenden, letzten Abschlusssitzung noch nachwirkte.

Die Supervision hat, abschließend gesagt, gezeigt, wie sehr der Aufbruch in eine neue Lebensphase in der „Corona-Generation“ zu einer „gebremsten Individuation“ geführt hat. Eine Klärung darüber, inwieweit die Studienwahl für Einzelne einen Sinn ergab, konnte im Praktikum – unter Pandemie-Bedingungen – nicht stattfinden: Ganz offensichtlich fehlte der unmittelbare Austausch – die sinnliche Erfahrung – mit der Klientel, um vom Praktikum profitieren zu können. Ein Student brachte die allgemeine Gemütslage auf den Begriff, indem er im Protokoll vermerkte: „Und nun sitze ich hier, im 3. Semester, fröhlich schmunzelnd und noch immer planlos, ob das, was ich mache, das Richtige für mich ist“ ...

4. Generation Corona? Gehört die junge Generation zu den Verlierern der Pandemie?

Zunehmend wird in den Medien die Frage aufgeworfen, ob „die Jungen die großen Verlierer der Pandemie“ seien, ob sie vielleicht sogar zur „Generation Lost“ gehören? Dieser Fragestellung ist auch ein Themenheft des Magazins „Futur Zwei“ (taz 17/2021) gewidmet. Hierzu ist Folgendes festzustellen: Wie

oben ausgeführt, haben viele Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene mehr oder weniger stark unter der Pandemie gelitten. Nicht unerwähnt soll freilich bleiben, dass auch einzelne den Lockdown genossen haben: endlich die Eltern mehr für sich zu haben, länger schlafen zu können, oder generell den Tagesablauf selbstbestimmter gestalten zu können. Der Bildungs- und Jugendforscher Klaus Hurrelmann verweist auf die aktuelle Shell-Jugendstudie (Junge Deutsche 2021), wenn er feststellt: „Die gut gebildeten und sozial privilegierten jungen Leute, insbesondere die Frauen“ – inspiriert durch die schwedische Schülerin Greta Thunberg – „werden wohl gut durch die Pandemie kommen. Hart treffen wird es das eh benachteiligte Drittel – und da v.a. die jungen Männer“ (ebd.: 22).

Die aktuelle repräsentative Jugendstudie zeige eine Bruchlinie, die innerhalb der jungen Generation verlaufe: Auf der einen Seite verfügten 70% der jungen Leute über sehr gute oder gute Bildungsabschlüsse. Der größere Anteil eines jeden Jahrgangs komme aus stabilen Elternhäusern und werde die Pandemie relativ gut bewältigen können. Da die gut Gebildeten meist auch die digital Affinen seien, sind unter ihnen viele, die aufgrund der zunehmenden Digitalisierung der Arbeitswelt sogar von der Krise profitieren werden. Etwa ein Drittel gehöre den mittleren sozialen Schichten an, die sich durch die Pandemie zwar durchaus verunsichert fühlten, aber prinzipiell zuversichtlich seien, was ihre zukünftigen beruflichen Chancen betrifft (ebd.: 25).

Dem gegenüber stünden, so Hurrelmann, 30% sozial Benachteiligter: Sie haben kein hilfreiches Elternhaus, gehören bereits im Kindergarten und in der Schule zu den Abgehängten, machen bestenfalls einen Hauptschulabschluss und fühlen sich insgesamt wirtschaftlich und gesellschaftlich benachteiligt. Unter ihnen befinden sich besonders viele junge Männer (vgl. ebd.: 24). Dieses benachteiligte Drittel habe „keine echte Chance“ und bleibe „irgendwann auf der Strecke“. Hier, so Hurrelmann, „lauert eine Gefahr für die Demokratie“. „Wenn kein Wunder geschieht“, so der Jugendforscher, „werden diese jungen Leute zur Generation Corona“ werden (vgl. ebd.: 25).

Wie die Studie „Junge Deutsche 2021“ gezeigt habe, hat die Corona-Krise die Leistungsunterschiede – und damit verbunden die Berufschancen – zwischen gut gebildeten und sozial privilegierten jungen Leuten, insbesondere jungen Frauen⁹, und dem benachteiligten Drittel, insbesondere jungen Männern, verschärft. Prinzipiell handelt es sich hierbei um eben jene „polarisierte Sozialstruktur“, die bereits vor 20 Jahren durch die PISA-Studien ins Licht gerückt wurde (vgl. oben).

9 Sicherlich ist die Dichotomie zwischen benachteiligten jungen Männern und sozial privilegierten jungen Frauen zu holzschnittartig ausgefallen; denn selbstverständlich sind auch junge Männer aus privilegierten Herkunftsfamilien Gewinner der Pandemie. Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass sich die Bildungschancen für Mädchen und junge Frauen im Zuge der Bildungsexpansion seit den 1960er Jahren kontinuierlich verbessert haben.

Auch der Soziologe Reckwitz verweist auf ein Defizit, das durch den Lockdown schlagartig sichtbar geworden sei: „Während die neue Mittelklasse in ihren Homeoffices ohne große Einbußen weiterwerkelt, war die prekäre Klasse in Spitälern, Pflegeheimen, an Ladenkassen oder in Fleischfabriken dem Virus unmittelbar ausgesetzt“ (Tages-Anzeiger, Zürich, 23. Juli 2020). Und zu welchem Resümee kommt der bekannte deutsche Virologe Hendrik Streeck rückblickend auf den Lockdown?

5. Der Virologe Hendrik Streeck: „Der Lockdown war nicht der einzige Weg“ – Schlussbetrachtung

In seiner „Weimarer Rede“ (23. Mai 2021, zit. n. „Die Welt“, 26. Mai 2021) resümiert der Arzt und Virologe Hendrik Streeck wesentliche Punkte über seine zwölfmonatige Pandemie-Erfahrung, die in der Überschrift gipfelt: „Der Lockdown war nicht der einzige Weg“ zur Pandemiebekämpfung. Es gehe nicht nur darum, die Gesellschaft „virusfrei“ zu halten, sondern darum, „alle Menschen gesund zu halten“. In diesem Zusammenhang verweist Streeck zu Recht auf die WHO, die explizit in ihren Gesundheitsbegriff „die psychische Gesundheit“ einschloss. Zwar räumt der Virologe ein, dass ohne Lockdown „unser Gesundheitssystem womöglich an die Belastungsgrenze gekommen wäre“. Vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen als Wissenschaftler an der Harvard Medical School u.a. wagt er allerdings zu bezweifeln, dass die „gebetsmühlenartige“ Wiederholung – „Wir bleiben zu Hause“ durch die Politik der einzig richtige Weg aus der Krise gewesen sein soll (vgl. ebd.: 21). Denn mit dem Lockdown sei nicht nur die „Lahmlegung unserer Gesellschaft“, sondern auch die „Inkaufnahme“ schwerwiegender psychischer Belastungen einhergegangen. Darüber hinaus habe „die Politisierung des Virus zu einer Spaltung der Gesellschaft“ geführt (ebd.). Demzufolge plädiert Streeck für die Zukunft für ein „gutes Pandemiemanagement“, zu dem gehöre, in einen „nationalen Pandemierat“, „Experten aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zu berufen“ (aus der Psychologie, Soziologie, Wirtschaft, Jurisprudenz), und „mitnichten den Fokus auf Virologen zu legen, damit Kinder und Jugendliche nicht noch einmal durch monatelange Lockdown-Szenarien“ isoliert würden. Darüber hinaus habe die Pandemie deutlich gemacht, so Streeck, dass das Coronavirus „ohne internationale Vernetzung nicht optimal bekämpft werden“ könne (vgl. ebd.: 22f.). Aus der Pandemie lernen heißt für den Virologen, mit Pragmatismus nicht nur das Virus zu überwinden, sondern auch die „Spaltungen in der Gesellschaft zu überwinden“, die entstanden seien, weil Politik und Medien durch Angstmache darauf zielten, dass das Virus von der Bevölkerung auch wirklich ernst genommen wurde.

Auch Streeck verweist auf ein gesellschaftliches Defizit, das durch die Corona-Krise schlagartig deutlich wurde: wie groß nämlich das Problem im Pflegebereich sei. „[S]chlechte Bezahlung, Überstunden ohne Ende, Dauerstress und Nachwuchsprobleme. Hier muss endlich gehandelt werden“, so der eindringliche Appell des Arztes, Virologen und Wissenschaftlers.

In diesem Zusammenhang soll abschließend noch einmal der Aspekt „Arbeit und Gender“ kurz beleuchtet werden. So hat die Arbeitswissenschaftlerin und Genderforscherin Gabriele Winker (2008) bereits vor Jahren herausgearbeitet, dass in allen bezahlten und unbezahlten Bereichen von „Care-Tätigkeiten“ der Frauenanteil überproportional hoch ist. Die Autorin schreibt dazu: „Da Frauen in den Familien Care Work nicht warenförmig ausführen,¹⁰ ist diese Arbeit in einer kapitalistischen Gesellschaft, deren Entwicklung auf Warenförmigkeit beruht, nichts wert. Wer sie verrichtet, genießt wenig gesellschaftliche Anerkennung, erfährt vielmehr gesellschaftliche Entwertung. Dies hat zur Folge, dass personennahe Tätigkeiten wie Betreuung und Pflege eben auch in der Erwerbsarbeit durchgängig gering entlohnt werden.“ (Winker 2008: 50) Dass in Bereichen bezahlter Care-Tätigkeiten der Anteil von Migrantinnen extrem hoch ist und seit der „Migrationskrise“ zunehmend auch Migranten in den Care-Bereichen schlecht bezahlte Arbeit finden, ist allgemein bekannt.¹¹

Zusammenfassend gesagt hat die Pandemie Bruchlinien in der Gesellschaftsstruktur, wie sie bereits seit Jahren existieren, wie im Brennglas deutlich gemacht: Erstens, dass v.a. junge Männer (etwa 30%) aus prekären Verhältnissen und/oder mit Migrationshintergrund (langfristig) zu den Verlierern und junge Frauen/Männer aus privilegierten Schichten zu den Gewinner*innen der Pandemie zählen werden. Diese Ungleichheit verweist auf ein dysfunktionales Bildungssystem, in dem das gesamtgesellschaftliche Bildungspotential nicht ausgeschöpft wird. Vor dem Hintergrund des demografischen Wandels kann dieser Mangel als Dilemma gekennzeichnet werden. Zweitens, dass von Kinderpsychiater*innen die Zunahme seelischer Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen „europaweit“ bereits seit etwa zehn Jahren beobachtet wurde und dass sich diese Problematik durch die Pandemie nur verschärft hat. Angesichts der Sparmaßnahmen im stationären Bereich (Bettenreduzierung pro Einwohner) sind bei Psychotherapeut*innen die Wartelisten entsprechend lang. Diese Engpässe verweisen auf ein Defizit im Bereich psychosozialer Grundversorgung, was sich notwendigerweise langfristig in der Zunahme individueller psychosozialer Krisen (von Arbeitsunfähigkeit bis hin zu Hospitalisierung bis ins hohe Alter) niederschlagen kann. Die Pandemie hat drittens ein Problem im

10 In der Logik des kapitalistischen Verwertungsprozesses nach Karl Marx (1979, zuerst 1890: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. MEW Band 23. Berlin: Dietz)

11 Vgl. zu Care-Arbeit auch: Paula-Irene Villa: „Macht Gender Arbeit? Über die Krise der Care-Arbeit“. Vortrag auf dem taz lab 2018.

Pflegebereich deutlich zutage treten lassen: ‚Beklatschung‘ angesichts des großen Engagements der Pflegekräfte während der Pandemie, aber „schlechte Bezahlung, Überstunden ohne Ende, Dauerstress und Nachwuchsprobleme“ der weiblich konnotierten Care-Tätigkeit. Dieses Dilemma verweist auf ein dysfunktionales Gesundheitswesen, das zu einem Wirtschaftszweig geworden ist, in dem nicht mehr „die gute Medizin für den einzelnen“ im Vordergrund steht, sondern die „gut bezahlte Fallpauschale für das jeweilige Krankenhaus“. Bei diesen gewinnorientierten Berechnungen kam es zu einem systematischen Sterben von Krankenhäusern – und in diesem Zusammenhang zu einem Streichen unzähliger Stellen im Pflegebereich (vgl. Hontschik 2019: 112).

Abschließend stellt sich unter gendertheoretisch-feministischer Perspektive die Frage, inwieweit es der Forschungsgegenstand „psychosoziale Folgen der Corona-Pandemie“ nicht nahelegt, entschieden an einer grundlegend (kapitalismus-)kritischen Perspektive auf Gesellschaft, Arbeit, Recht und Politik festzuhalten, und das heißt, an einer feministischen Perspektive.

Literatur

- Baumert, Jürgen/Schuemer, Gundel (2002): Familiäre Lebensverhältnisse, Bildungsbeteiligung und Kompetenzerwerb im nationalen Vergleich. In: Baumert, Jürgen u.a. (Hrsg.): PISA 2000. Die Länder der Bundesrepublik Deutschland im Vergleich. Opladen: Leske u. Budrich, S. 159–202.
- Berufsverband Dt. Psychologinnen und Psychologen u.a. (Hrsg.): Herausforderungen, Ziele und Maßnahmen im Umgang mit der Pandemie aus psychologischer Sicht. <https://www.bdp-verband.de/aktuelles/2020/corona/bdp-sondernewsletter> [Zugriff: 23.06.2020].
- Blos, Peter (1973): Adoleszenz. Stuttgart: Ernst Klett Verlag. Originalausg. (1962): „On Adolescence. A Psychoanalytic Interpretation“. New York: The Free Press.
- Buchen, Sylvia (2013): Übergangsprobleme benachteiligter Jugendlicher von der Schule ins Berufsleben unter Genderperspektive. In: Maier, Maja S./Vogel, Thomas (Hrsg.): Übergänge in eine neue Arbeitswelt. Wiesbaden: Springer VS.
- Budde, Jürgen (2008): Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen. In: Bundesministerium f. Bildung und Forschung (BMBF) (Hrsg.): Bildungsforschung Bd. 23. Bonn, Berlin.
- BZ-Interview mit dem Kinderpsychiater Christian Fleischhaker (2021): „Vielen Kindern geht es schlecht“. Kinderpsychiatrie in der Pandemie. In: Badische Zeitung 22. Mai 2021. Freiburg.
- DAK-Präventionsradar (Hrsg.): Corona: Schulkinder werden unglücklich. [https://dak.de/dak/bundesthemen/corona-schulkinder-werden-unglücklich/DAK-Gesundheit](https://dak.de/dak/bundesthemen/corona-schulkinder-werden-ungluecklich/DAK-Gesundheit) [Zugriff: 21.05.2021].
- Erikson, Erik H. (1966): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main: Suhrkamp tbw.
- Erikson, Erik H. (1979): Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Hontschik, Bernd (2019): „Erkranken schadet Ihrer Gesundheit“. Frankfurt am Main: Westend Verlag.
- Hurrelmann, Klaus (2021): Generation Corona? Jugendforscher prognostiziert, wer die größten Verlierer der Pandemie sein werden. In: taz (Hrsg.): FUTURZWEI, Magazin für Zukunft und Politik Nr. 17/2021: VOLL AM ARSCH. Generation Corona. Berlin: taz-Verlag, S. 22–25.
- Ifo-Studie zu Corona und Schule: „Wie Schülerinnen und Schüler unter dem Lockdown leiden“. <https://www.deutschlandfunk.de/ifo-studie-zu-corona-und-schule> [Zugriff: 23.05.2021].
- Reckwitz, Andreas (im Interview mit Dominique Eigenmann, Berlin) (2020): „Spätmoderne. Gesellschaften sind verletzlicher, als viele denken“. Pandemie und Wandel ..., Tagesanzeiger CH, Zürich, 23. Juli 2020.
- Streeck, Hendrik: „Weimarer Rede“, gehalten am 23. Mai 2021 im Nationaltheater Weimar; leicht gekürzte Fassung in: Die Welt, 26. Mai 2021. Berlin.
- UKE-Pressemitteilung: COPSYP-Studie (Corona und Psyche): Kinder und Jugendliche leiden psychisch weiterhin stark unter Corona-Pandemie. Hamburg 10.02.2021. <https://www.uke.de/allgemein/pressemitteilungen> [Zugriff: 10.02.2021].
- Villa, Paula-Irene (2018): „Macht Gender Arbeit? Über die Krise der Care-Arbeit“. Vortrag, gehalten auf dem taz lab 23.04.2018, YouTube.
- Winker, Gabriele (2008): „Neoliberale Regulierung von Care Work und deren demografische Mystifikationen“. In: Buchen, Sylvia/Maier, Maja S. (Hrsg.): Älterwerden neu denken. Wiesbaden: Springer VS-Verlag, S. 47–62.